

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 216.

Freitag, 15. September.

1916.

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

(86. Fortsetzung.)

Der Graf hatte Ludovikas Arme unsanft von seinem Hals gelöst und wollte sie von sich schieben. „Daß mich —!“

Aber sie klammerte sich mit wilder Leidenschaft an ihn.

„Nein, ich gehöre zu dir! Es ist mir alles ganz gleichgültig, alles! Daß es sie doch wissen! Was geht es uns an? Ich lasse dich nicht!“

Er biß die Zähne zusammen. So grauenhaft lächerlich hereinzufallen! Abgefangen wie ein verliebter Tertianer, fast von einer Mädchenhand gezüchtigt! Und was machte man nun mit dem Mann, mit diesem traurigen, reglosen Subjekt, das nicht einmal so viel Nerv und Blut in sich hatte, um die Situation in eine einigermaßen sachgemäße Form zu bringen! Daß ihm so etwas passieren mußte! — An all das, was dahinter lag, mochte er gar nicht denken, es war auch keine günstige Zeit dazu, aber wenigstens momentan mußte doch etwas geschehen. Es war ja direkt kompromittierend und lächerlich, daß der Waschlappenkerl sich nicht einmal regte!

„Daß mich!“ sagte er noch einmal rauh. „Ich muß mit deinem Mann sprechen.“

„Bah, was willst du denn sagen?“ lachte sie höhnisch auf. „Er sieht ja, daß ich ihm treulos wurde, wir sind fertig!“

Blitzschnell ließ sie ihn los und trat auf Eugen zu. „Ich habe dich nie geliebt“, sagte sie hart. „Ich wußte überhaupt bis jetzt nicht, was Liebe ist, nicht eher, als bis ich ihn fand. Ach, ich liebe ihn, liebe ihn so, daß ich Leben, Seligkeit, Ehre und Stellung für ihn hingeben würde!“

In wilder Ekstase stieß sie das alles hervor. Die große Leidenschaft, an die sie nie geglaubt, war über sie gekommen und die Schwingen, die sie hinaustrugen über alles, was sonst ihren kleinlichen Weiber Sinn bewegte und fesselte, wuchsen ihr darin und hoben sie fort über jede Überlegung und jede Rücksicht.

Eugen duckte sich unter ihren Worten wie unter Peitschenhieben. Er sank ganz in sich zusammen, hilflos und ohne sich von der Stelle zu bewegen, ohne eine Entgegnung zu finden, sah er sie nur immer an, mit dem Blick eines Besinnungslosen, groß, starr und trostlos.

Sie deckte die Hand über die Augen, ihr graute vor diesem stumpf verzweifelten Blick und zugleich haßte und verachtete sie diesen Schwächling, der nicht einmal so viel Kraft in sich hatte, daß er sie oder ihren Geliebten zur Rede stellte, gegen sie die Hand hob, im Zorn aufloderte und sein starkes, hartes Männerrecht gebrandete. Und an diesen Mann, dieses Kammerbild eines Mannes war sie gefesselt gewesen, hatte sich binden und ein sonnenloses Leben in dieser ländlichen Einsamkeit tragen sollen! Nein und tausendmal nein! Sie hatte ja nicht gewußt, was sie tat, als sie in ihrem philisterhaften Gang für Bequemlichkeit und wohlgeordnete Verhältnisse sich in diesen Sumpf, neben diesen ekelhaften Frosch verfracht! Saba. Die echte Vieber-

mannsche Natur ließ sich nicht knechten und betrügen, sie brach sieghaft durch wie Feuerflammen und Sturmeswehen und riß sie mit sich fort über alle feige Alltagsmoral zum Himmel, oder zur Hölle, wie es kam, — ihr war jetzt alles gleich!

„Ich wäre nie bei dir geblieben“, fuhr sie leidenschaftlich fort, gegen Eugen gewendet. „Auch wenn ich ihn nicht gefunden hätte, wäre ich von dir gegangen, bald, sehr bald! Du warst mir zuwider vom ersten Augenblicke an, da ich deine Frau wurde. Und wenn du mich mit goldenen Ketten binden wolltest, ich lasse mich nicht halten, denn ich hasse dich! Ich hasse dich!“

Er schauderte zusammen und stöhnte auf, dann wandte er sich langsam und wankte dem Ausgang der Laube zu.

War das eine scheußliche Situation! So etwas hatte Graf Schmiesing wahrhaftig noch nie erlebt. Der Kerl forderte nicht einmal Satisfaction von ihm! Geradezu lächerlich und jammervoll war die ganze Geschichte! Donnerwetter, das konnte er einfach nicht dulden. Wie eine Null durfte er sich nicht behandeln lassen, er wußte, was sich gehörte. Ludovika rücksichtslos beiseite schiebend war er mit zwei Schritten hinter dem sich vorwärts Tastenden her.

„Herr Riedel, ich stehe vollkommen zu Ihrer Verfügung. Ihre Sekundanten finden mich jeden Augenblick daheim!“

Straff und hoch richtete sich Eugen auf. In seine verzerrten Züge trat ein Ausdruck von Ekel und Verachtung.

„Schurke!“ sagte er kurz und hart, wandte sich und ging nun rasch und ohne Umschauen dem Hause zu.

Graf Schmiesing biß die Zähne zusammen, dunkle Blut lief über sein Gesicht und unwillkürlich fuhr seine Hand nach der Stelle, wo sonst sein Säbel hing. Totstehen den Kerl, — totstehen, gleich!

Verflucht, daß er in Zivil war, verflucht die ganze scheußliche Geschichte! Sein Gesicht sah wie ein Gewitterhimmel aus, als er es der ihm nochgestürzten jungen Frau zuwandte. „Was nun?“

Sie warf sich an seine Brust. „Nun bin ich dein! Nun ist nichts mehr zwischen uns! Nun hört alle Seimlichkeit auf!“

Er lachte kurz und höhnisch auf. Eine große Ernüchterung und ein wütender Zorn war in ihm. „Erst wollen wir einmal abwarten, wie diese angenehme Affäre sich mit deinem tatkräftigen Herrn Gemahl abwickelt. Du wirst klug tun, dich vorläufig ganz still zu halten.“

„Niemals! Du denkst doch nicht, daß ich noch eine Sekunde hierbleibe? Ich will mit all dem nichts mehr zu tun haben. Ich packe meine Sachen und gehe mit nach der Stadt, zu dir.“

„Das wollte ich mir dringend verbeten haben“, brauste er zornig auf. „Ich habe jetzt weder Zeit noch Raume für dich.“

„Emma, du liebst mich nicht!“

Wild schrie sie es auf, ihre Nägel krallten sich in das Tuch seines Rockes, ihre Augen flammten wie Fackeln und die Lippen bebten.

Bildschön war sie doch und all seine Sinne brannten nach ihr, selbst in diesem Augenblick der herbsten Mißstimmung riß sie ihn wider ihn. Er preßte sie an sich.

„Unsinn, ich liebe dich wie toll, du süßes Weib! Mein'twegen mögen sich die Philister die Haare raufen und die Brust zerschlagen, nun kommt doch schon alles auf eins heraus! Pack' schnell das Notwendigste zusammen und komm mir nach. Du kannst im Hotel neben mir wohnen und dann überlegen wir gemeinsam was nun wird. Schnell!“

Sie jauchzte auf und drückte sich an ihn. „Mit dir, zu dir, — und nichts überlegen, nichts denken, nur lieben!“

Und keiner ihrer Gedanken streifte den Mann, dessen Leben und Lieben sie eben hier zerbrochen und in den Staub getreten hatte.

* * *

Fee stürzte, zu Hause angelangt, ohne Aufenthalt in ihr Zimmer und brach dort an ihrem Bett in die Knie, den Kopf fest in dessen Decken drückend. Nur nichts sehen, nur nichts hören! Wenn es doch Nacht wäre, ganz dunkle Nacht, damit dieses aufdringliche, grelle Tageslicht nicht so höhnisch und quälend auf sie herabschauen dürfte! Wenn sie sich nur irgendwo verbergen könnte vor dem Leben und vor dieser schmachvollen, marternden Erinnerung! Sie war gar nicht imstande zu denken und sich irgend etwas zurecht zu legen, sie sah nur immer das eine Bild, das widerwärtige, beleidigende, das ihr in der Seele brannte und über das sie tausend Tränen hätte weinen mögen, wenn sie es damit auslöschen könnte. Aber es war ihr nicht möglich zu weinen, Born und Scham sogten mit ihrer roten, heißen Blut alle Tränen auf.

Ihr Herz in den Schmutz geworfen! — Das ging ihr im Kopf herum wie ein Mühlenrad. Hatte sie nicht schon einmal darüber gesprochen? Ja, mit Vaterchen, damals als Eugen sich mit Ludovika verlobte.

Sie stöhnte auf. Eugen! Der Armste! Traf es ihn nicht hundertfach schlimmer als sie? Er hatte sein Herz in den Schmutz geworfen und er würde es nicht wieder daraus hervorheben, — niemals! — Aber sie —!

Hastig richtete sie sich auf. Was hätte sie damals gesagt? „Dann hebt man es wieder auf und geht einen anderen Weg.“ — Ach, wie ein Kind hatte sie gesprochen, ohne Verständnis und Erfahrung, und doch war es vielleicht das Richtige gewesen. Wo man verachtet, kann man nicht mehr lieben, — sie blieb auch jetzt dabei.

Und dann stockte sie vor dem Worte „lieben“. Hatte sie denn jenen Ehelosen geliebt? War sie nicht schon vor dieser heutigen Erfahrung zu der Einsicht gekommen, daß ihr Herz immer weniger von ihm gewußt hatte als ihr romantisches Träumen?

Sin und her ging ihr Schritt und mit ihm gingen die Gedanken, prüfend, zergliedernd, sich hoffnungsvoll hebend und kleinmütig verzweifelt zusammensinkend, immer im engen Kreise ihr Herz befragend und über die ihr angetane Schmach, errötend und zürnend.

Das was den Bruder dabei getroffen hatte, kam noch gar nicht an die Oberfläche ihres Denkens, das lag noch tief und dumpf unten im nebensächlichen Empfinden, denn obenauf brauste ihr jugendlicher Egoismus so wild und ungebärdig und sie hatte mit den Wellen, die er aufwirbelte, so viel zu tun, daß ihr kein Gedanke daran kam, daß dort in der Tiefe noch etwas Schreckliches lauere, das sie auf sich nehmen und um das sie leiden müsse.

Die Dämmerung fiel schon grau in ihr Zimmer, als ihr allmählich die Erinnerung an das Alltagsleben kam. Stundenlang war sie hin und her gegangen, nur ihren Gedanken gehörig. Das ging nicht länger, Mutter würde sie erwarten. O Gott, Mutter! Wenn die erführe, was sich dort begeben! Kein, nie! Sie mußte

sich fassen und zurechtmachen, um unbefangen zur Mutter heruntergehen zu können.

Mechanisch trat sie an das Fenster und sah im selben Moment den alten Kämmerer, der seit langen Jahren auf dem Vorwerk sein Amt versah und auch jetzt bei dem jungen Herrn geblieben war, auf einem schweißbedeckten Arbeitspferd auf den Hof galoppieren. Ein Blick in das verstörte Gesicht des Mannes und Fee wußte, daß er eine Unglücksbotschaft brachte. Wie die sein könnte, hatte sie keine Zeit zu überlegen, — nur, daß Mutter nichts erführe! Daß sie zuerst in ihre Hände kämel!

Sie flog die Treppe hinab, noch im Reitkleide, das Haar zerzaust, die Augen heiß und die Hände hehend, nur vorwärts, den neuen Schrecken auf sich zu nehmen!

Fast im selben Augenblick, als sie den Hof erreichte, fuhr Vaters Wagen von der anderen Seite in diesen ein. Aber Fee sah das gar nicht, sie flog nur auf den Boten zu, der schon vom Pferde gesprungen war und sich gerade nach der Haustür wandte. Er stuchte vor ihr.

„Ach, Freilein Feechen, — nee, das is nichts for Ihnen —“

„Was denn, Befehr? Was wollt Ihr?“

Er fuhr sich mit der Hand über das schweißbedeckte Gesicht und schüttelte wortlos den Kopf.

„Was denn, Befehr? Um Himmels willen, so redet doch!“

„Der jung' Herr —“. Er stockte wieder.

„Läßt er mich rufen?“ Atemlos stieß sie es hervor.

„Ach, du liebes Herrgottche, nei, — der ruft kein'n Menschen mehr!“

Sie starrte ihn verständnislos an, wie er sich verzweifelt die Hände rieb und stockend fortfuhr: „Es is man, weil kein Mensch da is. De jung' Frau is weg, mit Sack un' Pack, gleich hinner dem Kirn, dem, na, ich will nicks sag'n, na, — un gnä's Freileinche wird's ja doch erfahr'n — ach Gottche, ach Gottche, — so 'ne Wirtschaft! Er hat's nich gewußt, uns' jung' Herr, er war immer so in die Wolkens, — aber nu hat er's doch wohl merkt —“

„Befehr, was denn? Was ist es denn mit ihm? Schnell!“

„Dot is er, Freileinche, mausedot, — mit's Pistol —“

Mit einem Schrei taumelte Fee zurück. Sie wäre gefallen, wenn nicht der Vater, der, ohne von den beiden bemerkt zu werden, ausgestiegen und ihnen nahegekommen war, sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Nanu, was is denn los? Was will denn der Befehr?“

Der kam gar nicht zum Antworten, denn Fee warf sich wild ausschlagend an Vaters Brust.

„Vaterchen, Vaterchen, der Eugen —!“ Und dann richtete sie sich auf, sah ihn angstvoll an und packte seine Hand. „Wir müssen zu ihm, gleich! Daß den Wagen nicht ausspannen!“

„Fällt mi nich ein!“ Der Vater runzelte die Stirne und wollte seine Hand losmachen. Aber es gelang ihm nicht. Ihr todblaßes Gesicht war so schrecklich ernst.

„Vater, es ist Furchtbares geschehen, — Eugen ist vielleicht tot —!“

Er taumelte und rang nach Atem. „Nein, — nein —“

Da stand Frau Minchen neben ihnen.

„Eugen? — Was ist mit Eugen?“

Ihr Mutterherz hatte es gleich erfasst, da stand der Befehr und die beiden anderen sahen so aus, als wenn das Entsetzen ihnen die Zunge lähmte. „Was ist's? Red' er, Befehr! Ich will's wissen!“

Der Befehr schluckte verzweifelt. „Ach, gnä's Frauche, — es is man, daß er, daß — als ich reinkam, da sah er ja wohl am Sekretär wie immer, — man ganz anners, — un, — un —“

„Weiter, Befehr, — ich will alles wissen!“

„Mutter!“

„Minchen!“

Sie wollten dazwischen treten, aber sie schob sie fort: „Befehr, red' er!“

„Na ja, — un da war er dot!“
 Sie schrie nicht auf, sie taumelte nicht, ihr graues
 Kleid nahm sie zusammen, schritt auf den Wagen zu
 und stieg ein. Alles wie ein Automat. Nun kam das
 Schicksal, nun mußte sie ihm entgegenfahren, nun brach
 das Unglück über sie herein —! (Fortsetzung folgt.)

Herbstzeitlose.

„Blattlos in Herbstes Sonnenstrahl
 Schmückt sie Ager und Wiesental.
 Der Himmel weiß, sie ist gebuldig,
 Bleibt ihr das grüne Rädchen schuldig.“

Wenn der Altweibersommer über die Felder streicht, dann
 erscheint auf den Wiesen in großer Zahl die letzte Blume des
 Jahres, die Herbstzeitlose. Johannes Trojan gedenkt in den
 hier angeführten Versen der merkwürdigen Tatsache, daß diese
 Blüte gerade in dieser Zeit gänzlich den Blatterschmuck ent-
 behrt. Man erklärt daraus auch den Namen „Herbstzeitlose“,
 der lediglich eine Verkürzung des volleren Namens „Zur
 Herbstzeit Blätterlose“ darstellen soll. Nun aber wird in
 vielen mittelhochdeutschen Gedichten eine Blume ziteloze er-
 wähnt, die aber nichts mit der Herbstzeitlose zu tun hat. Die
 ziteloze scheint vielmehr die jedem bekannte Bellis (Mahl-
 liebchen) zu sein, die deswegen ihren Namen „Zeitlose“ erhalten
 hat, weil sie sich mit ihrer Blüte an keine Zeit bindet. In
 Anlehnung an diese Zeitlose scheint dann unsere Herbstzeit-
 lose ihren Namen erhalten zu haben. Der bekannte Sprach-
 forscher Franz Söhn glaubt nun, in seinem sonst ganz vor-
 trefflichen Buch „Unsere Pflanzen, ihre Namensklärung und
 ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben“
 dem Dichter Heinrich Hoffmann von Fallersleben ein dichterisches
 Versehen nachweisen zu können, weil dieser in seinem
 bekannten Frühlingslied „Mairglöckchen und die Blümlein“
 singt:

„Die Blümchen blau und gelb und weiß,
 Die kommen all' herbei,
 Bergheimeinnicht und Ehrenpreis,
 Zeitlos' und Akelei.“

Söhn glaubt, aus dieser Zusammenstellung der „Zeit-
 lose“ mit den Frühlingsblumen folgern zu müssen, daß Hoff-
 mann von Fallersleben unsere Herbstzeitlose bereits im Mai
 erblühen läßt, der Irrtum liegt aber hier, so schreibt uns ein
 Mitarbeiter, durchaus auf Seite des Sprachforschers. Der
 Dichter, der ja gleichzeitig einer der Begründer der deutschen
 Sprachwissenschaft gewesen ist und der in der mittelhochdeut-
 schen Dichtung zu Hause war, wie kaum ein anderer, hat hier
 natürlich das Mahliebchen gemeint; er hat freilich für dieses
 einen Namen gewählt, der auch zu seiner Zeit niemand mehr
 geläufig war. . . Die Botaniker des Mittelalters nannten
 die merkwürdige Pflanze filius ante patrem (Sohn vor dem
 Vater), weil sie glaubten, daß sie zuerst die Frucht (im Früh-
 ling) und dann erst (im Herbst) die Blüte entwickele. Natürlich
 kommt auch bei der Herbstzeitlose die Blüte vor der Frucht.
 Der Fruchtkern wandert aber von der im Herbst entfalteten
 Blüte in die tiefliegende Zwiebel hinab, überwintert dort,
 und erst im nächsten Frühjahr wird gleichzeitig mit den
 Blättern die Fruchtkapsel an die Erdoberfläche hinaufgetrie-
 ben. Friedrich Rüdert berichtigt den Irrtum der mittelalter-
 lichen Botanik in folgenden Versen:

„Welch eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,
 Da ihre Blüten erst hervor im Herbst kamen?
 Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,
 Daß sie im Anfang ist, wo jene sind am Ziel.“

So schön auch die Blüte der Herbstzeitlose ist, so ist ihr
 gegenüber die größte Vorsicht geboten. Sie gehört zu den
 Giftpflanzen; besonders giftig sind die Zwiebel und die
 Samenkörner. Der Landmann haßt sie, weil ihr schon man-
 ches Stück Vieh zum Opfer gefallen ist, und man kann nicht
 eindringlich genug auch die Kinder vor ihr warnen. Eine
 alte griechische Sage bringt die Pflanze mit der Zauberin und
 Giftmischerin Medea in Verbindung, deren Heimat die Land-
 schaft Kolchis am Kaukasus war. Von dem Zaubertrank, mit
 dem Medea ihren alten Schwiegervater Aeson verjüngte,
 fielen einige Tropfen zur Erde, und aus diesen entsproßte
 die Giftpflanze. Die Botaniker nahmen auf diese Sage Be-
 zug, indem sie der Pflanze ihren botanischen Namen Colchi-
 cum verliehen.

C. K. Der Begründer der deutschen optischen Industrie.
 (Zum 100. Geburtstag von Karl Zeiß, 11. September.)
 Wenn die laute Gegenwart auch naturgemäß mancherlei Er-
 innerungen, die im Frieden breitesten Raum einnehmen
 würden, zurückdrängt, so muß dennoch auch heute jener
 Männer gedacht werden, deren hohe wissenschaftliche und in-
 dustrielle Fähigkeiten bedeutenden Anteil am Ausbau von
 Deutschlands wirtschaftlicher Größe nahmen. Unter diesen
 Männern nimmt Karl Zeiß, dessen Geburtstag sich am
 11. September zum 100. Male jährte, eine be-
 sondere Stellung ein, und die optischen Instrumente, die aus
 seiner Werkstatt hervorgingen, haben längst weit über Deutsch-
 lands Grenzen hinaus in der ganzen Welt Anerkennung und
 Ruhm erlangt. Zeiß war nicht nur der eigentliche Begründer
 der optischen Industrie in Deutschland, sein ganz eigenartiges
 persönliches Verdienst beruht darin, daß er als Erster ein ge-
 ordnetes Zusammenwirken von Wissenschaft und technischer
 Kunst auf dem komplizierten Arbeitsgebiet der Optik an-
 bahnte. Die grundlegendsten optischen Instrumente sind, wie
 der Mitarbeiter des Zeißschen Unternehmens, Professor
 Dr. R. v. Rohr, in den Naturwissenschaften ausführt, aller-
 dings bereits in der Übergangszeit vom 16. zum 17. Jahr-
 hundert erfunden worden. Es sind dies das Fernrohr und
 das Mikroskop. Große Gelehrte, wie Kepler und Des Cartes,
 beschäftigten sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit dem
 Fernrohr, und gegen Ende dieses Jahrhunderts förderte
 Newton die grundlegende optische Kenntnis mit seinem
 Spiegelteleskop. Aber selbst im 18. Jahrhundert war in der
 Erzeugung optischer Instrumente von einer Anwendung der
 strengen Wissenschaft im eigentlichen Sinne nicht die Rede,
 denn noch war die persönliche Kunstfertigkeit die Hauptsache,
 und der optische Künstler war von den Glashütten abhängig,
 die seinen Anforderungen nur nebenher entsprachen. So hatte
 sich der Stand der Optiker beim Ausgang des 18. und Anfang
 des 19. Jahrhunderts noch nicht über ein gewisses, in ver-
 hältnismäßig engen Grenzen gehaltenes Handwerkermaß
 emporgeschwungen. Damals lagen die betreffenden Verhält-
 nisse im deutschen Sprachgebiet nicht gerade sehr günstig. Die
 einzige Optikerfirma, die einigermaßen bekannt wurde, war
 die Werkstatt von Voigtländer in Wien. Erst im 19. Jahr-
 hundert traten Uhlenhuth und der geniale Fraunhofer auf
 den Plan. Endlich erforderte die im Jahre 1839 veröffent-
 lichte Erfindung der Photographie gebieterisch ein neues opti-
 sches System. So bot sich auf dem Gebiet der Optik ein
 reiches, allerdings verhältnismäßig noch wenig gefälltes Ar-
 beitsfeld, als Karl Zeiß im Jahre 1846 seine optische Werk-
 stätte in Jena begründete. Auf das Zureden des Jenaer
 Biologen J. Schleiden wandte Zeiß sich der Anfertigung von
 Mikroskopen zu. Bereits nach kurzer Zeit hatte die junge
 Werkstätte sehr brauchbare Leistungen aufzuweisen, die jedoch
 ihren vorwärts strebenden Begründer keineswegs befriedigten.
 Von der Betrachtung ausgehend, daß es einen anderen als
 den bisher allgemein befolgten Weg geben müsse, da doch die
 Eigenschaften des Rohstoffes zur mathematischen Verwendung
 genau genug angegeben werden könnten, stützte Zeiß sich auf
 den Plan, durch Anwendung mathematischer Methoden das
 System des Mikroskops vorher festzulegen. So sollte dann dem
 ausführenden Optiker nichts weiter übrig bleiben, als die
 Angaben des mathematischen Konstrukteurs mit möglicher
 Genauigkeit zu verwirklichen. So legte Zeiß gleichsam in
 einer genialen Vorahnung schon frühzeitig alles darauf an,
 in seiner Werkstatt eine möglichst genaue Formengebung
 heimisch zu machen. Dabei wurde völlig unabhängig von
 Fraunhofer das wichtige Prüfungsverfahren durch das
 Probierglas — eine Anwendung der Newtonschen Farben-
 ringe — neu erfunden, um von nun an dauernd verwertet zu
 werden. Damals trat die Wirksamkeit von Karl Zeiß' wichtig-
 stem Mitarbeiter, des 26jährigen Privatdozenten Ernst Abbe,
 hervor, der den Gedanken des 50jährigen Meisters Zeiß ver-
 wirklichte. Die ersten auf Grund der neuen Erkenntnis be-
 rechneten und ausgeführten Konstruktionen kamen im Jahre
 1859 auf den Markt. Sie fanden viele Gegner, und erst in
 der Mitte der 80er Jahre hatten sie einen vollen Sieg er-
 rungen. Während Zeiß bis 1875 im alleinigen Besitz der

Werkstätten gewesen war, wurden zuerst Professor Abbe und hierauf 1881 auch Dr. Roderich Zeiß, der älteste Sohn von Karl Zeiß, Mitinhaber. Nach dem Tode der beiden Zeiß hatte Professor Abbe allein die Leitung in Händen, und im Jahre 1891 stellte er das Unternehmen in den Besitz der von ihm begründeten Karl-Zeiß-Stiftung in Jena. Heute ist das Zeißsche Institut die größte und bedeutendste aller optischen Werkstätten, die neben fast 1200 Arbeitern ein Heer von wissenschaftlichen und technischen Beamten beschäftigt. So steht der einstige bescheidene Begründer der Jenaer Werkstatt als ein Pionier auf dem Gebiet der optischen Industrie da, dessen durch die Heranziehung geeigneter Kräfte vervollkommnetes Wirken den Ruhm der wissenschaftlichen deutschen Industrie erhöht hat und auch weiter hochhalten wird.

Die Wirkung der Rauchgase auf die Schmetterlingsfärbung. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Schmetterlingskunde bildet der sogenannte Melanismus, dessen Ursache bisher noch immer ein ziemlich ungelöstes Problem darstellt. Melanismus bei Schmetterlingen nennt man die bei zahlreichen Falterarten zu beobachtende, im Lauf der Zeit immer deutlicher zunehmende Schwarzfärbung, so daß hellgraue Falterarten sich allmählich in tiefschwarze Formen verwandelten. Es handelt sich hierbei um das Melanin, ein eisenhaltiges, schwarzes Pigment, das in Form von kleinen Körnchen im tierischen Organismus vorkommt. Doch war es bisher nicht gelungen, die Gründe für die seit 50 Jahren in England und seit 25 Jahren in Deutschland zu bemerkende fortschreitende Tendenz zahlreicher Falterarten zum Melanismus darzustellen. Zum erstenmal unternimmt es jetzt der Hamburger Arzt Nafebroek, seine Beobachtungen und Forschungen über die Entstehung des neuzeitlichen Melanismus der Schmetterlinge und seine Bedeutung für das Problem der Vererbung in eine ebenso neue wie interessante Theorie zusammenzufassen, über die Privatdozent Dr. Alexander Bispöck im Prometheus berichtet. Da die Verwandlung der hellen Falterarten in dunkle als eine erbliche Erscheinung festgestellt wurde, handelt es sich hier um einen Fall von Vererbung erworbener Eigenschaften, dessen Aufklärung für die Biologie von hervorragendem Interesse ist. Die Forschungen Nafebroeks weisen darauf hin, daß die Zeit der Entstehung und der Art der Verteilung des neuzeitlichen Melanismus in England in auffallender Weise mit der Entwicklung der Industrie in bestimmten Gebieten des Landes zusammenfielen. Es kann behauptet werden, daß der Melanismus der Schmetterlinge von den großen Städten ausging, in denen die moderne Fabrikindustrie ihre größte Verbreitung gefunden hat. So kommen in England die krassen Fälle von Melanismus in dem Industriezentrum Sheffield und in London vor. Dieselbe Beobachtung konnte auch in Deutschland gemacht werden, wo der Melanismus, wie anfangs bemerkt, jüngeren Datums ist und man daher Spuren verfolgen kann, die sich in England bereits mehr verwischt haben. In Deutschland hat sich der Melanismus am bemerkenswertesten in den Industriebezirken des Rheinlandes herausgebildet. Da der Melanismus in Deutschland zu einer Zeit einsetzte, wo die schwarzen Formen Englands noch nicht die Ostküste erreicht hatten, fällt auch der Verdacht einer Einwanderung der vom Melanismus berührten englischen Schmetterlinge nach Deutschland fort. Es handelt sich vielmehr in Deutschland um selbständige Zentren, in denen aber die Entstehung unter denselben Bedingungen wie in England erfolgt ist. Hieraus ergab sich, daß für den Melanismus in England und Deutschland ein gemeinsamer Faktor ausschlaggebend gewesen sein muß. In Verfolgung dieses Gedankens kommt Nafebroek zu dem Schluß, daß dieser Faktor in der Industrie und ihren Begleiterscheinungen, wie Kohlenverbrennung und Rauchbildung, gegeben ist. Wenn man die Verbreitung der Dampfmaschine als ein Symbol für die Verbreitung der Industrie in den einzelnen Ländern betrachtet, so wird die hier ausgesprochene Ansicht dadurch nur erhärtet, indem England, das mit den Dampfmaschinen an der Spitze marschierte, auch die ersten Erscheinungen des Melanismus aufwies, dann Deutschland an zweiter Stelle kommt usw. Genaue Beobachtungen der Verbreitung der schwarzen Falter und der Veränderung ihrer helleren Stammformen in Hamburg zeigten, daß der Melanismus um so schneller entwickelt wurde, je reichlicher das betreffende Gebiet von industriellen Anlagen und Beziehungen meinte Nafebroek, daß „hier ein großartiges, unwillkürlich entstandenes Experiment vorliegt, in welchem durch eine enorm und rasch wachsende Produktion von Rauch und Rauchgasen bei einer Falterart ein starker Melanismus erzeugt wurde.“ Danach kann man nicht mehr daran zweifeln, daß die in der Industrie entwickelten Rauchgase den modernen Melanismus der Schmetterlinge verursacht haben. Und zwar handelt es sich hier besonders um die in dem Rauch der Fabrikbetriebe enthaltenen schweflige Säure und Schwefelsäure. Der Melanismus ist also nicht als eine Schutzfärbung zu betrachten, sondern durch die Wirkung eines chemischen Faktors entstanden, der eine stärkere Pro-

duktion von schwarzem Pigment hervorruft. Hierbei ist an die Tatsache zu denken, daß alle Einflüsse, die die Färbung der jungen Puppe hemmen, zu einer Überhandnahme schwarzpigmentierter Schuppen führt. Besonders Interesse gewinnt diese Beurteilung des neuzeitlichen Melanismus der Schmetterlinge noch dadurch, daß es sich auf Grund des Gesagten um einen neuen Fall von Vererbung von Eigenschaften handelt, die durch die Wirkung eines äußeren Faktors verursacht wurden.

Woher stammt der Name Elsfaz? Über die Entstehung des Wortes Elsfaz haben sich die Gelehrten schon oft den Kopf zerbrochen, viele Deutungen sind bereits aufgetaucht. Am meisten durchgesetzt hat sich die Meinung, daß das Elsfaz ein „Fremdwort“ sei, aber diese Auffassung wird stark bestritten. Jüngst wurde versucht, den Namen auf eine keltische Bezeichnung zurückzuführen, doch wird die Richtigkeit und Mäßigkeit solcher Ableitung im neuesten Heft der „Deutschen Geschichtsblätter“ von Wilhelm Schoof abgelehnt, der den Namen für urdeutsch hält. Er weist darauf hin, daß das Wort Elsfaz aus der Zeit der Römer noch nicht erwähnt wird, daß es also von den ersten Besiedlern des Landes, den Alemannen, herkommen muß, und zwar aus einer Zeit, als das besiedelte Gebiet mit seinen Aern, Wiesen, Weiden und Wäldungen noch gemeinschaftliches Eigentum aller war und nur die Hofreite Sondereigentum bildete. Ein solches Siedlungsgebiet bezeichneten die Stämme oder Sippen als Almen oder Almand. Dieses Wort vermutet Schoof in dem Bestimmungswort von Elsfaz, und er deutet den Namen als „Gemeinschaft, gemeinschaftliche Niederlassung.“ Er sieht in dem Gaunamen Elsfaz eine Zusammensetzung zweier uralter Gemarkungsnamen: Almen und saza, „Weidgut, Anst, Waldeigentum“, die infolge der Kontraktion Alm(en) saza-Alsaza ergeben und so viel als „gemeinschaftlichen Besitz an Wald und Weide“ bedeuten.

Eine Haarsalbe aus der Römerzeit. Die Analyse einer von den Frauen des alten Rom gebrauchten Schönheitssalbe gibt A. Reutter in den Naturwissenschaften. Bei Ausgrabungen, die in Lugano unter Leitung des Direktors des dortigen Städtischen Museums, M. Vally, vorgenommen wurden, entdeckte man einen alten römischen Krug, in welchem sich eine weiche, salbenartige und fettige Masse befand. Diese Masse war von gelblich-bräunlicher Farbe und hatte einen noch ziemlich merkbaren Geruch nach Terpentin und Storaxharz. Zur näheren Untersuchung erwärmte man diese unbekannte Salbe bis zu 45 Grad, so daß sie zu einer gelblichen Flüssigkeit schmolz, in der zahlreiche mineralische und pflanzliche feste Bestandteile zu finden waren. Die weitere Untersuchung der Salbe erwies, daß sie, wenigstens teilweise in Petroleumäther, Alkohol und Chloroform gelöst werden konnte. Die Ergebnisse der Analyse deuteten darauf hin, daß man es mit einem Gemisch von Bienenwachs und Fetten zu tun hat, dem von den Römern Terpentin und Storaxharz beigegeben worden war. Wie man feststellen konnte, waren die beiden letztgenannten Bestandteile in Weinsäure eingeweicht worden. Hieraus wird geschlossen, daß es sich um eine altrömische Schönheitssalbe handelt, was durch die Beifügung von Sena wegen der braunen Färbung und des Geruches, sowie eines Gerbstoffes zur besseren Konservierung noch deutlicher gemacht wird. Dies war also das Gemisch, dessen die Modedamen zur Zeit der alten Römer sich zur Pflege der Haut und des Haares bedienten.

Amerikanischer Humor. Ins Wasser gefallener Angler: „Hilfe! Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!“ Ein Herr am Ufer: „Ich kann es auch nicht, aber deswegen mache ich noch lange keinen solchen Kärm wie Sie.“ — „Meine Stimme ist unbedingt für den Krieg.“ „Aber haben Sie auch die Absicht, den Rest Ihrer Persönlichkeit dafür herzugeben?“ — Ein Herr, der beim Barbier wartet, bis an ihn die Reihe kommt, betrachtet den Hund des Barbiers, der auf der Erde sitzt und wachsam jeder Bewegung seines Meisters folgt, welcher im Begriffe ist, einem Klienten die Haare zu schneiden: „Hübscher Hund“, sagt der Wartende. „Ja, ein kluges Tier“, erwidert der Barbier. „Ich kann kaum begreifen, warum ihn das Haarschneiden so sehr interessiert.“ „O, das ist sehr einfach“, erklärt der Barbier. „Sehen Sie, manchmal schneide ich daneben und erwische ein Stückchen vom Ohr, und darauf wartet er.“ — „Guter Herr“, sagt ein Bettler, „wollen Sie einem armen blinden Mann 10 Cent schenken?“ „Aber“, entgegnet der Bürger, „Sie sehen doch auf einem Auge.“ „Run“, erwidert der Bettler, „dann schenken Sie mir 5 Cent.“